

Heimatsprache

Von Karl Häfner

Heimatschutz auch für die Heimatsprache. Sie verdient ihn so gut und hat ihn so nötig wie alles, was sonst in der Heimat geschützt wird: Landschaft und Bauwerke, Pflanzen- und Tierwelt, Sitte und Brauchtum. Da es bei der Sprache ausschließlich um das Verhalten des Menschen selber geht und sie nicht von der naturgebundenen Umwelt abhängig ist, so ist bei ihr der Schutz vielleicht besonders wirksam, sofern der Mensch überhaupt schützen will. Hier soll es sich, wenn Schutz für die Heimatsprache gefordert wird, nicht um die eigentliche Mundart, die Vollmundart, handeln, sondern um die landschaftlich gebundene Art der allgemeinen Schriftsprache, die innerhalb ihrer Grenzen unangefochten sollte gelten dürfen.

Die besondere Art tritt vor allem im Klang hervor. Neben ihrer Melodie unterscheidet sich unsere landschaftliche Hochsprache von der Bühnensprache in sehr vielen Stücken; diese klingt uns oft so gar nicht vertraut heimatlich. Unser schwäbischer Wörterbuche Erbe hat, kurz nachdem sie festgelegt worden war und allgemeine Verbindlichkeit beanspruchte, in seiner Schrift „Des Schwaben Pflicht gegen seine Muttersprache“, auf die wichtigsten Unterschiede hingewiesen. Die auffälligsten Unterschiede zeigen sich zunächst bei den Doppellauten. Soll hier der Schwabe unbedingt die Verarmung mitmachen, die durch den Zusammenfall der bei uns so deutlich unterschiedenen ei, au, eu und äu entsteht? Ist es nötig, daß wir nach norddeutscher Weise reif und Reif, Haut und haut, heuer und Heuer gleich sprechen? Sollen wir auf die von den andern oft als willkürlich getadelten Unterscheidungen zwischen den offenen und geschlossenen, langen und kurzen e und ä verzichten und heben und geben, Held und Geld, fällt und Feld mit gleichem Vokal sprechen, Nebel und Säbel aber gerade umgekehrt, als bei uns üblich ist? Unsere Verteilung der Laute ist ja nicht „falsch“; sie ist organisch geworden, die andere ist fast willkürlich organisiert. Die unsrige ist also keinesfalls die schlechtere, sondern wohl die bessere, sicher aber keine falsche. Man kann ja bei der Sprache nicht eigentlich von falsch und richtig sprechen; sie besteht in Geltungen; was der Mehrheit oder auch bloß den Einflußreichen gilt, hält man für richtig, das andere für falsch. Sollte bei uns im Land nicht Gel-

tung haben dürfen, was bei den Heimatgenossen allgemein gilt? Ist es deshalb schlimm, wenn wir keine stimmhaften b, d, g, s, w sprechen? Mißverständnisse können dadurch ja kaum entstehen.

Die angestammte Klangform macht unser Deutsch für andere keineswegs unverständlich; wenn wir sie verleugnen, so tun wir es vielleicht weniger, um dem Ganzen zu dienen, als aus einer gewissen Schwäche heraus, die sich der Heimat schämt. Unsere genäselten Vokale, über die andere lächeln mögen, und unsere breiten sp und st im In- und Auslaut sind vielleicht nicht gerade schön. Sollen wir uns aber ihrer schämen? Ist es nötig oder auch nur wünschenswert, daß wir in bei und Bein, Bau und Baum, neu und neun, in ab und an völlig gleiche Vokale sprechen? Und als im Südfunk einmal zwei Bremer Senatoren über ihre Stadt sprachen, hörte man bei beiden deutlich ihre spitzen sp und st im Anlaut. Diese entsprechen nicht den Forderungen der allgemeinen Hochsprache (so wenig wie unsere breiten sp und st), gaben aber der Rede eine heimatliche Note. Dort verharret man auf einem Punkt, der vor der Regelung der Aussprache liegt, hier geht man über sie hinaus.

Nun gehört zum Schutz der Heimatsprache aber nicht bloß die Verteidigung ihrer Laute, sondern auch das Bestreben, sie vor der Überflutung durch fremde Wörter und Wendungen zu bewahren. Hier liegt für die Heimatsprache die Gefahr weniger in den eigentlichen Fremdwörtern, heute besonders aus der angelsächsischen Sprachwelt, als in dem Eindringen von Sprachgut aus andern deutschen Sprachlandschaften. Jene bedrohen den Bestand der deutschen Sprache im allgemeinen, diese den der Heimatsprache. In beiden Fällen wirkt die Mode. Unsere Heimatsprache wird zur Zeit geradezu von einer norddeutschen, vielfach niederdeutschen Welle überflutet. Man könnte Hunderte von Wörtern anführen, die als unnötige Fremdkörper vom Norden her in sie eingedrungen sind. So hört man etwa bei Marktberichten, die doch für die bodenständige Landwirtschaft bestimmt sind, von Bullen und Färsen, obwohl bei uns Farre der amtliche Ausdruck ist (oder war?) und die Färsen beim Metzger nach wie vor eben Rindfleisch geben. Man kauft nicht mehr Rote und Gelbe Rüben, sondern Rote Beete und Karotten, nicht mehr Acker-, sondern Feldsalat.

In den Kochbüchern für schwäbische Hausfrauen wimmelt es von norddeutschen Ausdrücken wie Quark, Semmel, Sahne, Kloß, Eisbein, man quirlt, kostet, rollt aus, schmort, schmeckt ab, schwitzt Mehl. Kaum daß man sich sogar für landschaftlich bedingte Speisen noch die einheimischen Namen gestattet. Wenn auf diesen beiden, doch so eng mit der Heimat verbundenen Bezirken wie der Land- und der Küchenwirtschaft sich Norddeutsches so stark ausbreiten kann, so darf man sich nicht wundern, wenn es in anderen Bereichen noch viel mehr der Fall ist. Wörter wie aalen und aasen, buddeln und schrubben, knabbern und neppen, doof und mies, pennen und plätten, Krume und Happen, Diele und Gosse, Strippe und Senkel haben in unserer Sprachlandschaft kein Heimatrecht. Wir haben dafür andere, die durch diese bedrängt und verdrängt werden; sie werden als bloß mundartlich abgetan, müssen verschwinden und sterben und werden als Mumien in den Wörterbüchern eingesargt. So werden norddeutsche Formen auf e wie Backe, Karre, Scherbe, Schürze, Schwade, Zacke, von vielen bei uns als die eigentlich schriftsprachlichen angesehen, unsere Formen aber als bloß der Mundart angehörig gemieden.

Natürlich gibt es manche Formen der landschaftlichen Sprache, die auch bei uns als falsch empfunden werden, so manche Mehrzahlformen (z. B. Wägen, Ärme, Stücker) oder manche Verwendung des Geschlechts (z. B. der Butter, der Waden, die Floh). Aber als schlimme „Fehler“, besonders im mündlichen Sprachgebrauch dürfen diese Eigenheiten nicht angesehen werden. Manche abweichende Geschlechtsform ist ja durch unsere Dichter gleichsam entschuldigt (Schiller: Wie die Trän auf den herben Zwiebel – König ist der Weih).

Was vom Wortschatz gesagt ist, gilt auch bei den Redewendungen. Noch nicht ganz durchgedrungen ist bei uns, daß die Zeitwörter stehen, sitzen, liegen, auch begegnen, nicht mehr mit sein, sondern bloß noch mit haben verbunden werden. Unsere Art ist die ältere (vgl. Lutherbibel: Bin ich nicht täglich gesessen bei euch? – Er war schon drei Tage im Grabe gelegen; Rückert: Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald). Man dürfe nicht mehr sagen: ist auf dem Boden gelegen, sondern bloß: hat am Boden gelegen. Zweifellos entspricht hier „auf“ der Situation besser als „am“. Wer die heimatliche Art für minderwertig hält, der sagt auch nicht mehr, daß er hinauf- oder hinabgehe, sondern er geht nach oben und nach unten oder geht gar hoch (früher ging bei uns bloß hoch, wer in Zorn geriet!).

Auf unserem heimatlichen Boden ist auch die Sprach-

form nicht erwachsen, die zwei reine Infinitive nebeneinander stellt: baden gehen, eins trinken gehen. Sie wird von uns als fremd empfunden; nach unserem Sprachgefühl ist hier ein abhängiger oder ein substantivierter Infinitiv zu benützen: ins Baden, zum Baden gehen, gehen um zu baden. Unserer Weise entspricht es auch nicht, wenn die Grammatik die Steigerungsformen bälder und gerner nicht gestatten will; weshalb sollen diese schlechter sein als früher oder eher und lieber? Norddeutsche Art ist es auch, Vater und Mutter ohne Artikel zu setzen, sie also gleichsam als Eigennamen zu betrachten, für die ja die norddeutsch ausgerichtete Grammatik den Artikel nicht gestattet (wenn wir ihn benützen, werden unschöne Formen wie Muttern, Fritzens, Annen entbehrlich).

Wenn bloß hochsprachliches Gut aus dem norddeutschen Raum übernommen würde, wäre die Sache noch nicht allzuschlimm. Aber es sind vor allem die norddeutsche Umgangssprache und der Jargon der großen Städte, die in unsere Heimatsprache eindringen. Da sind die vielen Wörter mit den unnötigen e, am Ende oder in der Wortfuge bei Zusammensetzungen. Für viele andere seien bloß alleine und vorne genannt. Daß vorn und allein die besseren, als „richtig“ geltenden Formen sind, die andern bloß norddeutsche Umgangssprache, scheinen viele auch bei uns nicht mehr zu wissen. Reinemachefrau (Putzfrau) wird auch bei uns gebraucht, sogar von Amts wegen, und sprachlich unmögliche Bildungen wie Mausefalle und Lausejunge (die Formen Mause und Lause gibt es nach der deutschen Grammatik nicht!) breiten sich auch bei uns aus. Daß die Mehrzahlbildung auf s (die Bengels, Guten Tag, die Damens!) schlecht ist, weiß man bei uns zwar gut; trotzdem macht sie sich breit, weil sie von norddeutschen Schreibern ungehemmt verwendet wird. So wird auch bei uns immer mehr von Jungens gesprochen, und man muß fast froh sein, wenn es wenigstens nicht Jungs (Junks!) lautet. Norddeutscher Gebrauch, der sich auch bei uns so sehr eingenistet hat, daß wir ihn schon fast gar nicht mehr als nicht zu uns passend empfinden, ist die „falsche“ Verwendung von 'rein und 'raus für hinein und hinaus, 'runter und 'rauf für hinunter und hinauf.

Noch seien von unguten Wendungen norddeutsch geprägter Umgangssprachformen die vielen angehängten ja und nicht genannt, die auch bei uns eindringen. Wir empfinden diese schnabelschnelle Art und Weise, die sich leider bei manchen Rundfunksprechern auch im Süden zeigt, als schnoddrig. Und wir geben jenem biederem Tübinger recht, der, als

er gerade seine Pfeife anzündete, von einem norddeutschen Studenten gefragt wurde: Woll'n Se mir auch Feuer geben, ja? ruhig entgegnete: Erst wenn i ja sag.

Wo man also unsere Sprache anfaßt, ob bei der Aussprache, beim Wortschatz, bei der Wortbildung, bei grammatischen Formen, bei Wendungen und Redensarten, überall stößt man auf das Eindringen von Elementen, die z. T. geradezu zu einer Überflutung unserer heimatlichen Sprache führen und ihre Einheitlichkeit und Geschlossenheit stören, da sie aus den in vielem anders gearteten Sprachzusammenhängen Norddeutschlands stammen. Niederdeutsches paßt so wenig in unsere hochdeutsche Sprache, daß Jakob Grimm niederdeutsche Wörter gar nicht in sein großes Wörterbuch aufnehmen wollte. Die Krankheit, die bei uns eindringt, ist nicht in allen Stücken gefährlich; manches davon ist unbedenklich, manches bloß harmlose Kinderkrankheit, die rasch überwunden wird.

Sind nun vielleicht wir im deutschen Südwesten besonders anfällig für diese Krankheit? Sind wir charakterlich besonders schwach und deshalb leicht zu beeinflussen? Zu der oft berufenen schwäbischen Halsstarrigkeit will das nicht ganz passen. Oder fühlen wir uns sprachlich minderwertig, weil bei uns die echte Mundart noch voll lebendig ist? Es wäre jammerschade, wenn die Mundart eine solche Einstellung büßen müßte. Oder ist es bloß ein Nachklang unserer politischen Bedeutungslosigkeit in der Zeit der Kleinstaaterie, daß wir, obwohl innerlich scheltend, so gern übernehmen, was aus dem „großen Vaterland“ kommt? Vielleicht liegt bei alledem etwas von der Ursache unserer Schwäche gegenüber dem norddeutschen Einfluß in der Sprache.

Auf alle Fälle zeigt sich, daß unser Sprachbewußtsein seit dem Hochmittelalter, seit der hohen Zeit der fränkischen und schwäbischen Sprache unsicher geworden und im Rückgang begriffen ist, und das trotz Schiller und Goethe. Der norddeutsche (und mitteldeutsche) Einfluß wirkt schon von der Reformation her (lutherisches e!), wird dann verstärkt durch die sächsischen Grammatiker (Adlung), weiter durch die überragende politische Stellung Preußens und hier besonders durch die Wehrmacht (die zur Artillerie eingezogenen Bauernsöhne lernten, daß die Pferde nicht mehr mit Strängen am Waagscheit, sondern mit Zugtauen am Ortscheit eingespannt wurden, daß sie nicht mit einem Teppich, sondern mit einem Woilach zugedeckt und nicht mit Haber und Häckerling, sondern mit Hafer und Häcksel gefüttert wurden, daß der Kasten Spind heißt usw.). Und nicht zuletzt

auch noch durch den norddeutsch eingestellten Duden, besonders in seinen früheren Auflagen. Alle diese Einflüsse durch lange Zeit hin ließen unsere Heimatsprache in vielen Stücken schrumpfen und verkümmern. Ihre Gestalter und Sprecher wurden unsicher; sie verloren ihr Selbstbewußtsein, so daß sie immer stärker anfällig wurden für die Einflüsse von außen. Vielleicht ist aber die Schwäche Fremden gegenüber nie so stark und so auffällig gewesen wie heute. Sie mag Amerikanischem gegenüber mit der allgemeinen politischen Lage entschuldigt werden; dem norddeutschen Einfluß gegenüber, besonders dem großstädtischen Jargon, aber gibt es kaum eine Entschuldigung.

Nun gibt es allerdings eine Strömung, die in allem Heimatlichen nur Einengung sieht und in der Heimatsprache im besonderen eine Gefahr für das Ganze, der die Pflege der Heimatsprache Streben nach Abkapselung, nach Sondertümelei und gar Separatismus ist. Gewiß mag man einer Mundart vorwerfen, daß sie nicht von allen Deutschen verstanden werde. Damit wird aber ihre Bedeutung sowohl für die Menschen, die die Mundart sprechen als für das Ganze der Sprache nicht beeinträchtigt. Und wenn in der allgemeinen Schriftsprache Landschaftliches von da und dort vorkommt, so wird es dadurch kaum je einmal eintreten, daß ernstliche Mißverständnisse entstehen. Wohl aber erhält unser Deutsch dadurch Farbe und Abwechslung. Die Sprache zeigt so, daß sie in keine Uniform mit Gamaschen und Zopf eingezwängt werden will. Sie zeigt auch, daß die, die sie sprechen, nicht überall gleich sind, daß „hinter dem Berg“ auch noch Leute wohnen, denen gegenüber selbstgerechte Überheblichkeit nicht am Platz ist. Wir möchten es hier mit Gottfried Keller halten, der im „Fähnlein der sieben Aufrechten“ sagt: „Wie kurzweilig ist es, daß es nicht einen eintönigen Schlag Schweizer, sondern daß es Züricher und Berner, Unterwaldner und Neuenburger, Graubündner und Basler gibt, und sogar zweierlei Basler.“ Worin aber kann sich die Eigenart besser zeigen als in der Sprache? Es wäre bedauerlich, wenn man an der Sprache nicht mehr erkennen würde, ob einer Hamburger oder Stuttgarter, Rheinländer oder Bayer ist. Es sind oft nur kleine Beigaben aus der Sprache der Heimat, die auf die Heimat hinweisen; aber an diesen sollten wir festhalten, sie gilt es zu schützen. Schutz für die Sprache der Heimat ist Schutz für die Heimat und für unser inneres Wesen, dadurch aber auch Schutz für die ganze deutsche Sprache, denn sie braucht den reichen Vorrat der Landschaftssprachen, wenn sie nicht veröden soll.